

Vertriebene aus dem Paradies

Die meisten Exil-Afghanen wollen nicht in ihr Heimatland zurück

VON UNSERER MITARBEITERIN ANJA BOCHTLER

Heimat? „Heimat ist ein Paradies“, sagt M. Ibrahim Andisha, 56 Jahre alt. Aus dem wurde er unwiderrüflich vertreten. In der Diskussion des Afghanischen Deutschen Ärztevereins mit der afghanischen Botschafterin Malieha Zulfacar ging's zwar um die Rückkehr von Exil-Afghanen in ihre frühere Heimat. Doch für die meisten, die danach zum Sommerfest in die Spechtspassage gekommen sind, steht eine Rückkehr nicht zur Debatte. Auch wenn die besondere Bindung an ihr Herkunftsland bleibt.

Aus dem Paradies ist M. Ibrahim Andisha in einen goldenen Käfig gekommen. So empfindet er seine neue Heimat Deutschland manchmal, wenn das Heimweh stark wird. Natürlich sehnt er sich nicht in das Afghanistan zurück, aus dem er 1993 flohen musste, weil die ständigen Kriege und politischen Repressionen die Menschen kaputt machten. Sein Paradies war, was er ein „einfaches Leben“ nennt. Und: dass alle zusammen waren. Darum hat er

noch ausgeharrt, als seine Geschwister längst das Weite gesucht hatten. Er hoffte, dass eines Tages alle zurückkehren könnten. „Eine Utopie“, sagt er heute. Jetzt leben seine Geschwister und Kinder überall in der Welt verstreut.

Ähnlich wie die Verwandten der 30 Jahre jüngeren Roya Mawlaki. Idyllisch war an dem Afghanistan, das sie kennen gelernt hat, nichts. Sie hat nur negative Erinnerungen an die ersten neun Jahre ihres Lebens, vor der Flucht ihrer Familie im Jahr 1990. Nichts als Krieg und Bedrohung, obwohl sie zumindest die Herrschaft der Taliban nicht mehr miterleben musste. Mittlerweile ist sie 26, Lehrerin für Mathematik und Kunst, und sagt über Deutschland: „Ich bin hier mehr zu Hause als woanders.“ Doch wenn sie Fernsehbilder aus Afghanistan sieht, bleibt sie nie ungerührt. Sie glaubt: Bis sich die Situation dort wirklich verbessert, wird es noch lange dauern.

Der Freiburger Arzt Zahir Nazary, 58, trägt seinen Teil dazu bei. 1979 kam er nach Deutschland, seit elf Jahren ist er im 1997 gegründeten Afghanisch-Deutschen Ärzteverein aktiv, der zurzeit rund



Aus Afghanistan nach Freiburg (von links): M. Ibrahim Andisha, Roya Mawlaki, Zahir Nazary und Nabeila Farouq, die erst nach der Flucht ihrer Familie geboren wurde. FOTO: RITA EGGSTEIN

55 Mitglieder hat. Wegen der unsicheren Lage in Afghanistan liegt der Schwerpunkt der Arbeit momentan in Deutschland: Zum Beispiel, indem afghanische Ärzte nach Freiburg kommen und hier ausgebildet werden. Würde Zahir Nazary gern zurückgehen? Vor ein paar Jahren hat er darüber nachgedacht, sagt er, aber in nächster Zeit werde das nicht möglich sein. Doch der Wunsch bleibt, weiter zu geben, was er in Deutschland gelernt hat. Auch die Eltern von Nabeila Farouq, 23, hatten Anfang der 1990er Jahre kurz über eine Rückkehr nachgedacht. Für sie,

die inzwischen Politik- und Islamwissenschaften und Soziologie studiert, wäre das seltsam gewesen. Sie ist erst nach der Flucht ihrer Familie geboren und war nie in Afghanistan. Irgendwann möchte sie hin und ihren fremden Ursprung kennenlernen. Sie hofft, dass sich die instabile Lage bald bessert. Aber sicher, ob das geschehen wird, ist sie keineswegs.

Diese Skepsis teilen sie alle, vor allem M. Ibrahim Andisha, der sich nach langen Jahren mit Sprachbarrieren, Aufenthaltproblemen und den Strapazen, bis endlich sein Ingenieurstudium anerkannt

wurde, allmählich „deutsch-isiert“ hat: Seit ein paar Wochen hat er den deutschen Pass. In seinem Beruf hat er den Anschluss durch das lange Warten verloren. Alles kommt ein bisschen spät, findet er. Ganz besonders die Einmischung der Welt in Afghanistan, die seiner Meinung nach vor dem 11. September angebracht gewesen wäre.

Und geht es jetzt wirklich ums Wohl Afghanistans? Überzeugt davon ist er nicht. Dafür sind seiner Ansicht nach die strategische Bedeutung des Landes durch seine geografische Lage und das Öl zu wichtig.